

Georg W. Bertram

Die Sprache und das Ganze

Entwurf einer antireduktionistischen Sprachphilosophie.
Sprache, Holismus und Antireduktionismus

© Velbrück Wissenschaft 2006

Eine Einleitung

Die Sprache spielt im Haushalt des Menschen eine besondere Rolle. Menschen sprechen nicht, wie sie morgens aus dem Bett aufstehen oder sich einen Kaffee kochen. Sie sprechen auch nicht, wie sie schlafen oder trinken. Das Sprechen ist nicht so lebensnotwendig wie das Schlafen und Trinken. Es ist aber auch nicht so nebensächlich wie das morgendliche Aufstehen oder die Zubereitung eines Getränks. Auch wenn die Sprache nicht zu den Dingen gehört, die sein physisches Leben aufrechterhalten, ist sie doch ein untrennbarer Teil des Menschen. Aristoteles hat aus diesem Grund den Vorschlag gemacht, die Sprache als *differentia specifica* des Menschen zu betrachten. Der Mensch ist nach seinem Verständnis ein Lebewesen, das spricht.

Eine Eigenheit der Sprache ist, dass ihre Wichtigkeit für das menschliche Tun nicht sogleich in den Blick fällt. Zwar haben philosophische und andere Reflexionen im Laufe der Geschichte des Abendlands immer Rücksicht auf Sprache genommen. Seit alters gibt es bereits ein Nachdenken über die Sprache. Dennoch hat die Sprache lange Zeit nicht den Rang eines zentralen Gegenstands der philosophischen Betrachtung innegehabt. Erst in der Neuzeit kam es zu einer Profilierung der Sprache im Konzert der Gegenstände des Nachdenkens. Die Sprache fungierte als das philosophische Brecheisen, dem zugetraut wurde, alte Gefängnisse wie diejenigen der Ontologie oder des Idealismus aufzubrechen. Das materialistische Denken des 18. Jahrhunderts hat den Boden bereitet, auf dem die Sprache ihre kritische Funktion übernehmen konnte. Es hat sich so ein großer Diskussionszusammenhang über Fragen der Sprache entwickelt, aus dem unter anderem Condillac, Hamann und Herder herausragen. Man kann sagen, dass Sprache sich der philosophischen Reflexion im Zuge von deren nachmetaphysischen Gehversuchen mehr und mehr aufgedrängt hat.

Heute ist Sprachphilosophie eine Selbstverständlichkeit. Nach der Entwicklung der letzten 250 Jahre bedarf es keiner weiteren Begründung dafür, die philosophische Reflexion auf Sprache hin auszurichten. Doch gerade diese Selbstverständlichkeit birgt kein geringes Risiko für die Sprachphilosophie. Sie sieht sich unversehens in die Rolle einer Retterin des Denkens gedrängt. Diese Rolle wird ihr allzu leicht zu einer unhinterfragten Prämisse. Die folgenden Überlegungen gehen von der systematischen These aus, dass der Sprache eine solche Rolle nicht zugemutet werden kann. Und sie gehen von der philosophiegeschichtlichen These aus, dass es für einige sprachphilosophische Positionen der Gegenwartsphilosophie charakteristisch ist, dass sie der Sprache eine solche Zumutung ersparen wollen. Die Überlegungen setzen also bei der Bestandsaufnahme an, dass die Sprachphilosophie jüngst in neue Fahrwasser eingemündet ist. Sowohl die postanalytische Philosophie als auch die Dekonstruktion sind Momente dieser Richtungsänderung. Aus diesem Grund greift der Entwurf einer reorientierten Sprachphilosophie unter anderem Stichworte dieser beiden philosophischen Richtungen auf.

Unter postanalytischer Philosophie verstehe ich die Philosophien, die von den Arbeiten Willard Van Orman Quines und Wilfrid Sellars' zentrale Impulse erhalten haben. Für diese Philosophien ist unter anderem charakteristisch, dass sie den analytischen Impuls mit pragmatistischen Motiven verbinden. Es ist für sie auch charakteristisch, dass sich die methodische Dichotomie von Idealsprache und Normalsprache, die die klassische analytische Philosophie beherrschte, auf sie nicht mehr anwenden lässt. Wegweisende Arbeiten der so charakterisierten Richtung stammen von Donald Davidson und John McDowell.

Unter Dekonstruktion verstehe ich die Philosophie von Jacques Derrida. Diese Philosophie zeichnet aus, dass sie eine strukturalistische Perspektive in Fragen von Zeichen und Bedeutung mit phänomenologischen Motiven versöhnt. Derridas Philosophie versteht die eigene strukturalistisch-phänomenologische Arbeit als eine Arbeit auf dem philosophischen Boden der Tradition. Das dekonstruktive Philosophieren hat einen sehr eigenwilligen philosophischen Ton entwickelt. Immer wieder hat man geargert, dieser Ton sei Zeichen der Abkehr von der Philosophie und von wünschenswerten rationalen Standards. Obwohl die folgende Untersuchung nicht darauf zielt, diesem Argwohn zu begegnen, kann sie günstigen-

falls am Rande doch einen Beitrag dazu leisten, ihn auszuräumen.

Die These, dass die postanalytische Philosophie und die Dekonstruktion eine Richtungsänderung in der Sprachphilosophie begründen, ist klärungsbedürftig. Eine solche Richtungsänderung wird bei keinem der genannten Autoren dezidiert vertreten. Weder Davidson oder McDowell noch Derrida haben ihre sprachphilosophischen Arbeiten als einen Eintritt in eine neue Zeit präsentiert. Möglicherweise wären sie nicht einmal bereit, das eigene Arbeiten unter das Etikett der »Sprachphilosophie« zu stellen. Sie haben allerdings alle auf unterschiedliche Art und Weise einige der sprachphilosophischen Voraussetzungen ihrer Vorgänger aufgekündigt. Aus diesem Grund sprechen Kommentatorinnen und Kommentatoren auch – wenngleich nicht unumstritten – von postanalytischer Philosophie im einen und von Neostukturalismus im anderen Fall. Sowohl das »Post-« als auch das »Neo-« haben meines Erachtens einen klaren Bezug zur jeweiligen sprachphilosophischen Position. Mit Blick auf diesen Bezug kann man von einem gemeinsamen Nenner beider philosophischer Richtungen sprechen. Dieser Nenner besteht darin, Sprache aus ihren Verbindungen mit anderen Gegenständen philosophischen Nachdenkens heraus zu begreifen. Sprache wird als etwas rekonstruiert, das von sich aus keine Lösungen für andere Gegenstände bereitstellt. Postanalytische Philosophie und Dekonstruktion weisen so beide den Weg zu einer anti-reduktionistischen Sprachphilosophie.

Noch einmal anders gesagt: Die Richtungsänderung in der Sprachphilosophie bedeutet, dass Sprache nicht mehr als Ausgangspunkt des Philosophierens in Betracht kommt. Zugleich wird mit der Idee von der Unabhängigkeit der Sprachbetrachtung von anderen philosophischen Gegenständen die Möglichkeit aufgegeben, von der Sprachbetrachtung her andere Gegenstände aufzuklären. Postanalytische Philosophie und Dekonstruktion müssen als Dementi dieser beiden Projekte (der Unabhängigkeit der Sprachbetrachtung und der Aufklärungsdimension der Sprachbetrachtung) gelesen werden. Liest man sie in dieser Weise, erkennt man ihre Stellung zu der bereits skizzierten Bewegung, die sich im Anschluss an eine lange Entwicklung in der Philosophie der Neuzeit gebildet hat.

Die Bewegung führte die Philosophie zur Sprache hin. Sie war von dem therapeutischen Impetus geleitet, die Vergessenheit der Philosophie in Sachen Sprache und damit die

Vergessenheit der Philosophie in ihrer eigenen Sache aufzuheben. Sowohl die postanalytische Philosophie als auch die Dekonstruktion stehen in dieser Tradition der Aufhebung der Sprachvergessenheit. Sie kehren sich aber zugleich gegen sie, weil sie aus ihr nicht den weiteren Schluss ziehen, dass allein von der Sprache aus etwas geklärt werden kann. Für die Arbeiten von Davidson, McDowell und Derrida gilt gleichermaßen, dass sie Sprache in bestimmten Zusammenhängen ins Spiel zu bringen versuchen. Immer gelten ihnen Fragen der Sprache als in bestimmte andere Fragen verwickelt. Sprachphilosophie wird aus dieser Verwicklung heraus betrieben. In diesem Sinn steht sie nicht dafür zur Verfügung, andere Bereiche der Philosophie aus eigenen Kräften mit Lösungen zu versehen.

Die antireduktionistische Sprachphilosophie hat es demnach nicht allein mit dem Gegenstand Sprache zu tun. Vielmehr entwickelt sie einen Begriff der Sprache im Zusammenhang mit der Betrachtung anderer Bereiche wie sozialer Praktiken, normativer Bindungen und nicht-sprachlicher Praktiken. Es ist das Ziel des folgenden Entwurfs, im Anschluss an Davidson, McDowell und Derrida eine solche Sprachphilosophie zu entwerfen. Dieses Ziel lässt sich dann erreichen, wenn man davon ausgeht, dass Sprache holistisch begriffen werden muss. Holismus bedeutet knapp gesagt, dass Elemente das, was sie sind, nur im Zusammenhang mit einer Vielzahl anderer Elemente sind. Sprachliche Ausdrücke, die wir verstehen, sind in diesem Sinn als holistisch zu begreifen. Jedes Verstehen impliziert Beziehungen zwischen vielen sprachlichen Ausdrücken.

Diese Beziehungen lassen sich aber nur dann verständlich machen, wenn man sie in Zusammenhänge einbettet, die außerhalb der Sprache und ihrer Strukturen liegen. Vom Holismus führt ein direkter Weg zu einem antireduktionistischen Verständnis der Sprache. Ein solches Verständnis soll im Folgenden Kontur gewinnen. Für mein Vorhaben sind drei methodische Grundbegriffe besonders relevant: die Begriffe »Antireduktionismus«, »Holismus« und »Kokonstitution von Strukturen und Beziehungen«. Es ist die zentrale Aufgabe dieser Einleitung, diese Begriffe einzuführen und ihre Bedeutung für den Entwurf einer antireduktionistischen Sprachphilosophie zu klären. Im Anschluss daran kann der Grundriss des Entwurfs insgesamt und der Weg, den die Überlegungen in den fünf Kapiteln des Entwurfs nehmen, skizziert werden.

1 Sprachphilosophie nach dem linguistic turn

Linguistic turn ist der Name für die Hoffnungen, die die Philosophie mit der Sprache verbunden hat. Die philosophische Wende zur Sprache war stets mit therapeutischen Ansprüchen verbunden. Sprache sollte das Medium darstellen, innerhalb dessen einige Fragen sich philosophisch erledigen, andere Fragen ihr ›wahres Gesicht zeigen‹ und angemessene Antworten gewonnen werden können. Dieses Ziel ist auf zwei Wegen angegangen worden. Der erste der beiden Wege führte zum Projekt der idealen Sprache.

Die philosophische Aufklärungsarbeit sollte mit einem Blick auf die Tiefengrammatik der Sprache gewonnen werden. Diejenigen, die sich auf idealsprachliche Zusammenhänge hin orientierten, pflegten das Misstrauen gegenüber den Oberflächen des sprachlichen Ausdrucks. In der Tiefe war demnach die wahre Struktur sprachlicher Aussagen zu suchen, was das zu suchen, was relevant ist und was vernachlässigt werden kann. Zu dieser Operation wurden zumeist formale Sprachen herangezogen, anhand deren die Beschaffenheit der tiefer liegenden Strukturen modelliert wurde. So sind idealsprachliche Philosophien zumeist auch formalsprachliche Philosophien gewesen. Gottlob Frege hat die Richtung eingeschlagen, in der die Mitglieder des Wiener Kreises, besonders Rudolf Carnap und auch Alfred J. Ayer, weitergegangen sind.

Der zweite der beiden Wege führte zu normalen Sprachen. Am gewöhnlichen, beziehungsweise alltäglichen Sprechen sollte geklärt werden, was der Sprache zugemutet werden kann und was nicht. Die Basis dieser Strategie lag in dem Gedanken, dass sprachliche Ausdrücke nur im gewöhnlichen Sprechen Bedeutung haben. Das gewöhnliche Sprechen wurde so als Maßstab eingeführt, an dem philosophische Sprechweisen gemessen werden können. Dehnen solche Sprechweisen sprachliche Ausdrücke über die Bedeutungsgefüge gewöhnlichen Sprechens hinaus, kann ihnen Bedeutungslosigkeit attestiert werden. Der normalsprachliche Weg ist besonders verbunden mit der Spätphilosophie von Ludwig Wittgenstein, auch wenn dieser an ihm nicht direkt partizipierte. Wittgenstein fungiert so als der spiritus rector ex post einer Bewegung, die insbesondere von Gilbert Ryle, Peter F. Strawson und John L. Austin ausgeführt wurde.

Von diesen beiden vertrauten Wegen lässt sich jedoch noch ein weiterer unterscheiden, der sich in jüngster Zeit deutlicher abzeichnet. Es handelt sich um den Weg der transzendentalen Sprachanalyse. Im Sinne einer sprachphilosophischen Umdeutung des Kantischen Projekts soll Sprachanalyse als Transzendentalphilosophie betrieben werden. An sprachlichen Äußerungen liest Sprachanalyse konstitutive Formen sprachlichen Bedeutens ab. Es gilt demnach, dass keine Äußerung gebildet werden kann, die nicht diese Formen aufweist. Zwar ist mit einer entsprechenden Thematisierung der Sprache keine Sprachkritik im Sinne einer Reglementierung sinnvollen Sprechens verbunden. Es wird vielmehr das sinnvolle Sprechen bestätigt, insofern die Analyse die Verbindlichkeit der Kriterien bestätigt, die Verstehende mit sinnvollen sprachlichen Äußerungen verbinden. Ich begreife Robert Brandom und diejenigen, die an ihn anschließen, als die zur Zeit wegweisenden Vertreter dieser Richtung.

Die drei Wege des linguistic turn gehören allerdings grundsätzlich dem gleichen Projekt an. Ob idealsprachlich, normalsprachlich oder transzendental-sprachanalytisch: Immer ist der linguistic turn so konzipiert, dass zentrale Fragen der Sprache ohne Rücksicht auf andere Fragen geklärt werden. In abgeschwächter Form liegt dieser Weg vor, wenn die Sprache als Leitfaden der Explikation anderer philosophischer Gegenstände genommen wird (wie zum Beispiel beim späten Wittgenstein oder bei Peter Strawson). Der linguistic turn ist, so könnte man sagen, methodisch enthaltensam. Außer bestimmten inneren Zusammenhängen der Sprache soll nichts in die Basis eingehen, von der aus die philosophische Arbeit in Angriff genommen wird. Die Enthaltensamkeit ist aber nur die eine Seite der methodischen Orientierung. Die andere Seite liegt in der explanatorischen Zentrierung auf die Sprache. Zusammenhängen der Sprache kommt demnach immer auch ein explanatorischer Primat zu. Im Extremfall führt ein solcher Primat zu einem Reduktionismus. Unabhängig davon, wie genau der Vorrang der Sprache methodisch konstruiert ist, orientiert sich der linguistic turn insgesamt an folgendem Ziel: Fragen, die Zusammenhänge außerhalb der Sprache betreffen, sollen mit Hilfe des Materials, das die Reflexionen über die Sprache bereitstellen, aufgeklärt werden. Am deutlichsten ist die Idee eines explanatorischen Primats der Sprache in der normalsprachlichen Variante des linguistic turn ausgeprägt. In ihrem Kontext sind viele Projekte ausgeführt worden, die außersprachliche Zusammenhänge mit Reflexionen über Sprache und

sprachliche Verwendungsweisen behandeln. Fragen der Ethik wurden zum Beispiel als Fragen des Sprechens über ethische Zusammenhänge verstanden, Fragen der Ontologie als Fragen des Sprechens über ontologische Zusammenhänge, usf. So macht das sprachtherapeutische Programm aus Ethik Metaethik, aus Ontologie Metaontologie usf.

Die Metadisziplinen sind im Extremfall nichts anderes als Explikationen von Sprechweisen. Den jeweiligen Disziplinen wird eine Eigenständigkeit abgestritten.

Das Programm des linguistic turn hat aber eine entscheidende Voraussetzung: Es ist nur durchführbar, wenn Sprache so verstanden werden kann, dass sie aus sich heraus konstituiert ist oder dass ihre Konstitution keiner besonderen Thematisierung bedarf. Nur unter dieser Bedingung ist es möglich, die Sprache zum Ausgangspunkt aller philosophischen Reflexionen zu machen und mit Blick auf sprachliche Zusammenhänge anderen Gegenständen auf die Beine zu helfen. Aus diesem Grund ist die unproblematische oder selbsttragende Konstitution der Sprache die Gretchenfrage des linguistic turn. Sollte sich diese Selbstverständlichkeit oder Unabhängigkeit als falsche Voraussetzung erweisen, ist der methodischen Vorrangstellung der Sprache der Boden entzogen. So hat der linguistic turn den Philosophien, die ihm folgen, eine wesentliche Hürde hinterlassen. Die Hürde besteht in der Frage nach einem Sprachbegriff, der Sprache als einen unproblematisch oder unabhängig konstituierten Gegenstand fasst. Nehmen Philosophien diese Hürde, können sie sich dem Programm, das zum Reduktionismus tendiert, anschließen. Springen Philosophien hingegen in dieser Frage nicht hoch genug, da sie zu früh auf umfassende nichtsprachliche Zusammenhänge zurückgreifen, sind sie nicht mehr Mitglied im Club derer, die alles auf die Sprache setzen.

Sprachphilosophie nach dem linguistic turn ist Sprachphilosophie, die sich vor die Frage nach der Selbstverständlichkeit oder Unabhängigkeit der Sprache gestellt sieht. Diese Frage hat seit dem Wirken Quines und Merleau-Pontys zunehmend eine abschlägige Antwort erhalten. Es ist so ein antireduktionistischer Ton in der Sprachphilosophie aufgekommen.

2 Antireduktionismus in der Sprachphilosophie

Der Begriff »Antireduktionismus« erweckt sicherlich nicht den Anschein, er könnte einen philosophischen Schönheits-Wettbewerb gewinnen. Bereits der Begriff »Reduktionismus« ist sperrig. Er teilt das Schicksal aller methodologischen Begriffe, schwer verständlich und

sprachlich unhandlich zu sein. Mit dem Vorsatz »Anti-« wird ein methodologischer Begriff endgültig zu einer begrifflichen Ungestalt.

Es bedarf also einiger Rechtfertigung, den Begriff »Antireduktionismus« in Gebrauch zu nehmen. Mit ihm bewegt man sich wie mit dem des »Reduktionismus« auf methodologischem Terrain. Etwas vereinfacht, kann man ein reduktionistisches Szenario folgendermaßen explizieren: Gegeben sind zwei Vokabulare A (zum Beispiel Beschreibungen sprachlicher Tätigkeiten) und B (zum Beispiel Beschreibungen geistiger Zustände). B kann dann auf A reduziert werden, wenn es möglich ist, die Begriffe von B auf der Basis der Begriffe von A einzuführen. Aussagen über geistige Zustände müssen sich zum Beispiel auf der Basis von Aussagen über sprachliches Verhalten gewinnen lassen. Es muss erstens möglich sein, einen Zusammenhang zwischen den Vokabularen herzustellen. Zweitens muss B sich auf der Basis von A etablieren lassen. Drittens müssen die Begriffe von A unabhängig von allen Begriffen von B eingeführt werden können. Die Begriffe von B sind nur in einem solchen Fall alle in A begründet, so dass man auf die Begriffe von B verzichten kann. Es kann zwar explanatorische Gründe geben, an ihnen festzuhalten, systematische Gründe aber nicht. Nun ist aber genauso ein Vokabular B denkbar, dessen Begriffe sich nicht auf der Basis von A einführen lassen. Beschreibungen geistiger Zustände können zum Beispiel so verstanden werden, dass sie sich gerade nicht durch Beschreibungen sprachlichen Verhaltens ersetzen lassen.

Es ist sogar denkbar, dass die Begriffe von A ohne die Begriffe von B nicht verständlich gemacht werden können. Es lassen sich in diesem Fall zum Beispiel Aussagen über sprachliches Verhalten nur dann erläutern, wenn man zugleich Aussagen über geistige Zustände erläutert. Zwischen A und B liegt, sofern dies so ist, Nichtreduzierbarkeit vor. Keines der beiden Vokabulare gilt dann als so beschaffen, dass die Begriffe des einen auf der Basis der Begriffe des anderen eingeführt werden können.

Eine Theorie, die A und B als wechselseitig nichtreduzierbar behandelt, nenne ich nichtreduktionistisch. Der Nichtreduktionismus ist unauffällig und findet aus diesem Grund vielfach keine Beachtung. Er stellt diejenige methodische Basis dar, die man bei (unter anderem hermeneutischen) Philosophien dann voraussetzen kann, wenn sie sich nicht in besonderer Weise methodisch zu verorten versuchen beziehungsweise keine besonderen methodischen Bemühungen zeigen – eine selbstverständliche Voraussetzung, die erst

interessant wird, nachdem es zu dezidiert reduktionistischen Anstrengungen in der Theorie gekommen ist. Erst dann beginnen neue Theorien, den Unterschied von reduktionistischen und nichtreduktionistischen Theorien zu reflektieren. Erst dann kann es zu Theorien kommen, die dezidiert nichtreduktionistisch ausfallen. Sie wenden sich gegen den Reduktionismus, indem sie von den Punkten ausgehen, an denen der Reduktionismus scheitert. Genau solche Theorien bezeichne ich als antireduktionistisch. Ich verstehe unter Antireduktionismus also eine Variante von Theorien des nichtreduktionistischen Typs. Der Antireduktionismus hält Punkte und Probleme im Spiel, an denen sich der Reduktionismus die Zähne ausbeißt. Er entwickelt eine Form nichtreduktionistischen Denkens, die sich mit ständigem Seitenblick auf den Reduktionismus entfaltet.

Die Sprachphilosophien der postanalytischen Philosophien und der Dekonstruktion sollte man meines Erachtens als antireduktionistisch in diesem Sinn verstehen. Sie wenden sich nicht nur von den Reduktionismen des linguistic turn ab, sondern legen den Finger auf die defekten Momente dieser Reduktionismen. Sie entwickeln einen Begriff der Sprache, der seine Untauglichkeit, als Basis für Reduktionsbemühungen zu dienen, ins Zentrum stellt. Damit kündigen sie nicht nur den reduktionistischen Trend des linguistic turn auf. Dezidiert arbeiten sie daran, dass dieser Trend nicht mehr zurückkehrt. Sie legen die Momente frei, in denen Sprache nicht aus sich selbst heraus begriffen werden kann. Zu solchen Momenten gehören unter anderem Praxis und Normativität, der Zusammenhang von Bedeutung und Übersetzung, der Zusammenhang von Sprache und Geist, der Zusammenhang von Weltwissen und Sprachwissen.

Entscheidend für die Bewegung von postanalytischer Philosophie und Dekonstruktion ist die Basis, auf der sie die Aspekte, die nicht in ein reduktionistisches Bild passen, ins Spiel bringen. Die Basis liegt in einem holistischen Verständnis sprachlicher Bedeutung beziehungsweise – wie ich später sagen werde – des Verstehens. Man kann auch von einem strukturalen Verständnis sprechen. Die Philosophien von Davidson, McDowell und Derrida gehen von einem solchen Verständnis aus. Und sie sehen sich von diesem Verständnis aus gedrängt, in Fragen der Sprache den Blick über die Sprache hinaus zu weiten. Sie kommen gewissermaßen alle zu der Diagnose, dass die Explikation der Strukturen zwischen sprachlichen Ausdrücken das Einbeziehen außersprachlicher Aspekte erfordert. Die These von der Strukturalität der Bedeutung führt direkt auf antireduktionistische Pfade. An dem Holismus sprachlicher Gehalte bricht sich die Verfügbarkeit von Sprache als der

Reduktionsbasis, von der der linguistic turn geträumt hat. Der damit angezeigte Weg vom Holismus zum Antireduktionismus soll im Folgenden etwas weiter in seinen Grundrissen beleuchtet werden.

3 Holismus der Bedeutung

Holismus ist ein alter philosophischer Hut. Allein das Etikett auf diesem Hut ist neu und es sind neue Köpfe unter ihn gekommen. Bereits die Antike kennt aber schon holistisches Denken. Holistische Denkweisen kommen dort zum Einsatz, wo Gegenstände aus ihrem Zusammenhang mit einer Vielzahl anderer Gegenstände heraus begriffen werden. Nun ist diese Charakterisierung noch zu unscharf, denn es gilt für alle Gegenstände, dass sie immer im Zusammenhang mit anderen Gegenständen begriffen beziehungsweise bestimmt werden. Die Holismus-These hat genauer mit der Beschaffenheit der Gegenstände zu tun, die im Spiel sind. Die Gegenstände hängen von ihrer Beschaffenheit her mit vielen anderen Gegenständen zusammen. Man kann die These derart verstehen, dass sie von der Konstitution oder der Bestimmtheit der betreffenden Gegenstände handelt. Die Holistin ist bemüht zu klären, in welchem Sinn die Beschaffenheit eines Gegenstands aus seinem Zusammenhang mit vielen anderen Gegenständen hervorgeht.

»Holismus« ist der Gegenbegriff zu »Atomismus«. Atomistisch wird ein Gegenstand dann begriffen, wenn die Verbindungen, in denen er steht, als solche gelten, die seine Beschaffenheit nicht betreffen. Der Gegenstand stellt – atomistisch betrachtet – ein Positivum dar. Eine holistische Betrachtungsweise liegt hingegen dann vor, wenn von Gegenständen ausgesagt wird, ihre Beschaffenheit hänge mit einer Vielzahl anderer Gegenstände zusammen. In der Geschichte der Philosophie sind unterschiedliche Gegenstände in holistischer Weise rekonstruiert worden. Den größten Umfang hat dabei ein ontologischer Holismus, wie er im Platonismus und im Spinozismus entworfen wurde. Dem Spinozismus entstammt auch eine der klassischen Formeln holistischen Denkens: »determinatio negatio est«. Sie besagt, dass alles, was ist, in seiner Beschaffenheit von anderem, was ist, abhängt. Eine weniger umfangreiche Variante des Holismus bezieht sich auf den Geist beziehungsweise das Bewusstsein. Es handelt sich dabei genauer gesagt um einen Holismus mit Blick auf geistige Zustände. Ein geistiger Zustand ist demnach, was er ist, nur im Zusammenhang mit anderen geistigen Zuständen. Hegel ist derjenige unter den Philosophen des Deutschen

Idealismus, der am deutlichsten einen Holismus geistiger Zustände vertreten hat. Ein solcher Holismus lässt sich auch als ein Holismus geistiger beziehungsweise begrifflicher Gehalte bezeichnen.

Im zwanzigsten Jahrhundert ist besonders der Holismus sprachlicher Bedeutung (auch: semantischer Holismus) verfolgt worden. Dieser Holismus besagt, dass die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks in den Beziehungen besteht, die diesen Ausdruck mit vielen anderen Ausdrücken verbinden. Bedeutung hat ein Ausdruck demnach nicht für sich und noch weniger von sich her, sondern nur im Zusammenhang mit vielen anderen Ausdrücken. Es ist das Verdienst des größten Skeptikers hinsichtlich des Bedeutungs-Begriffs, Willard Van Orman Quines, die philosophische Diskussion auf die Fährte des Bedeutungsholismus gesetzt zu haben. Nach Quines »Zwei Dogmen des Empirismus« sind in einer ersten Phase besonders von Sellars und Davidson Positionen des Bedeutungsholismus formuliert worden. Die Kritik, die Jerry Fodor und Ernest Lepore an holistischen Philosophien geübt haben, hat eine zweite Phase eingeläutet. In dieser zweiten Phase wurde das Konzept des Holismus als solches weiter geschärft. Aus der metatheoretischen Verständigung über holistisches Philosophieren kam es zu elaborierten Verteidigungen des Bedeutungsholismus – als eines Holismus sprachlicher Bedeutung und als eines Holismus des Gehalts mentaler Zustände.

Die postanalytischen Philosophien, an denen die folgende Arbeit sich orientiert, vertreten unbestrittenermaßen einen solchen semantischen Holismus. Zwar bestehen zwischen zum Beispiel Davidson und McDowell möglicherweise Unterschiede. Aber unter dem Dach des Holismus lassen sie sich doch versammeln. Dieses Dach deckt einen Bereich von ganz ordentlicher Größe ab. Ich komme damit zu der eigentlichen Idee der theoretischen Ausgangskonstellation, die im Hintergrund der folgenden Untersuchung steht. Ich gehe von der These aus, dass auch die Dekonstruktion unter dem Dach des Holismus Platz findet. Man kann mehr oder weniger umstandslos behaupten, dass die Dekonstruktion einen semantischen Holismus projiziert. Mehr noch: Eine Vielzahl ihrer reflexiven und philosophiekritischen Bemerkungen lassen sich als Konsequenzen eines wohlverstandenen semantischen Holismus begreifen. Zweifelsohne hat Derrida diese Konsequenzen mit einem revolutionären Unterton vorgetragen. Sie behalten aber auch dann ihren Sinn, wenn man ihnen etwas von ihrem Getöse nimmt, und zeigen sogleich ihren holistischen Kern.

Ich mache also den Vorschlag, den Holismus als den Nenner zu begreifen, der die postanalytische Philosophie und die Dekonstruktion vereinigt. Alle Autoren, die für meine Überlegungen wichtige Orientierungen abgeben, votieren für semantischen Holismus.

Sicher ist es wichtig zu bemerken, dass keiner der Autoren explizit holistische Theoriebildung betrieben hat. Nirgendwo finden sich bei ihnen Reflexionen des Holismus. Bei Davidson und McDowell gibt es ein gewisses Bewusstsein für Debatten um Holismus, wie sie sich im Anschluss an Quine entzündet haben. Bei Derrida kann man nur konstatieren, dass er nirgendwo auf entsprechende Debatten rekurriert – man mag das bedauern. Unabhängig von allem Begriffsgebrauch und aller expliziten Theoriebildung argumentieren aber alle Autoren holistisch und treiben dabei implizit die holistische Theoriebildung voran. So kann man Derridas Begriff der »différance« als ein Stück holistischer Theoriebildung lesen. Auch Sellars Privilegierung materialer Inferenzen gegenüber formalen Inferenzen kann als ein solches Stück betrachtet werden.

Postanalytische Philosophien und Derridas Dekonstruktion sind aber für mich nicht deshalb von Interesse, weil sie in Fragen des Holismus belehren. Sie sind wegweisend, weil ihre Philosophien antireduktionistische Implikationen des semantischen Holismus andeuten. Ihnen lassen sich eine Vielzahl von Hinweisen entnehmen, wo der Holismus zu einem Verständnis von Sprache nötig ist, das deren Verknüpfung mit außersprachlichen Momenten hervorhebt. Aus diesem Grund wählt der vorliegende Entwurf einer antireduktionistischen Sprachphilosophie sich diese Philosophien als Orientierungspunkte. Mit diesem Ausgangspunkt soll der Holismus als die theoretische Grundlage genommen werden, die sich zugleich als antireduktionistische Grundlage erweist. Wie der Übergang vom Holismus zum Antireduktionismus zu verstehen ist, soll nun schematisch vorgezeichnet werden.

4 Kokonstitution von Strukturen

Wer sprachliche Ausdrücke als holistisch konstituiert versteht, schreibt den Beziehungen eine Gehaltbestimmende Kraft zu. Die Beziehungen wirken bestimmend auf die sprachlichen Ausdrücke. Solche Wirkung geht aber nur in dem Maße von ihnen aus, wie sie selbst

bestimmt sind. Wenn man nun die Bestimmtheit der Beziehungen als Ausgangspunkt begreift, führt man allerdings nur neue Positiva ein. Man schüttet so das holistische Kind gleich mit seinem Bade der Beziehungen aus und beendet die holistische Theoriebildung, noch bevor sie begonnen hat. Eine Antwort auf die Frage der Bestimmtheit der Beziehungen kann, so werde ich nahelegen, nur antireduktionistisch gewonnen werden.

Die Lösung, die ich vorschlage, besteht in dem Gedanken, unterschiedliche Strukturen als kokonstituiert zu betrachten. Eine Struktur wie diejenige, die sich durch sprachliche Ausdrücke und die Beziehungen zwischen ihnen aufspannt, ist demnach im Zusammenhang mit anderen Strukturen (intersubjektiven Beziehungen, Strukturen zwischen Gegenständen und Sachverhalten in der Welt) konstituiert. Die vorgeschlagene Lösung besteht, anders formuliert, in dem Gedanken, die Bestimmtheit der Beziehungen durch ihre Zusammenhänge mit anderen Beziehungen zu erklären, die ebenfalls durch diese Zusammenhänge bestimmt sind. Die Beziehungen stehen jeweils innerhalb unterschiedlicher Strukturen und Zusammenhänge. Sie bestimmen sich wechselseitig. Die Strukturen und Zusammenhänge sind in Verbindung miteinander konstituiert. In diesem Sinn ist hier von einer Kokonstitution von Strukturen die Rede. Innerhalb kokonstituierter Strukturen hängen Beziehungen innerhalb einer Struktur mit Beziehungen innerhalb anderer Strukturen zusammen.

Das Konzept einer Kokonstitution von Strukturen kann man auf eine Idee zurückführen, die Saussure im Kontext des von ihm vertretenen Holismus entwickelt hat. Saussure geht von einer Zweidimensionalität kokonstituierter Strukturen aus. Er sieht die Beziehungen zwischen Signifikanten (Lautbildern) an die Beziehungen zwischen Signifikaten (Vorstellungen) gebunden. Saussure beschreibt diese Bindung mit dem suggestiven Bild, die beiden Ebenen von Signifikanten und Signifikaten bildeten die beiden Seiten eines Blattes. So gilt, dass jeder Schnitt durch das Blatt beide Seiten gleichermaßen trifft. Jeder Schnitt durch eine Seite ist auch ein Schnitt durch die andere Seite. Den Schnitten entsprechen die Beziehungen, die auf der einen Seite die Signifikanten und auf der anderen Seite die Signifikate verbinden und zugleich trennen.

Die Saussuresche Rekonstruktion einer Kokonstitution von Strukturen ist sowohl geeignet als auch ungeeignet für die Begründung einer antireduktionistischen Sprachphilosophie. Ihre Eignung liegt in dem Gedanken, Beziehungen unterschiedlicher Strukturen in einen

Zusammenhang zu bringen. Erst aus dem Zusammenhang mit anderen Beziehungen heraus sind sie als solche konstituiert. Die Differenz zwischen zwei Signifikaten zum Beispiel ist erst durch den Zusammenhang mit einer Differenz zwischen zwei Signifikanten als solche konstituiert. An diesem Beispiel lassen sich aber auch die Grenzen des Saussureschen Konzepts der Kokonstitution verständlich machen. Die Beziehungen, die in ihrer Konstitution zusammenhängen, sind aneinander gebunden. Sie kleben – bildlich gesprochen – aneinander. Aus diesem Grund sieht Saussure sich gezwungen, sie als gleichartig zu beschreiben. Beide fallen unter den Begriff der Differenzierung. Saussures Modell kennt also nur differenzierte Elemente, unabhängig davon, ob es sich um Signifikanten oder Signifikate handelt. Seine Beschreibung der kokonstituierten Strukturen stellt keine Mittel bereit, um unterschiedliche Typen von Elementen zu unterscheiden. Das Modell der Elemente, das Saussure heranzieht, ist das der Signifikanten. Einen eigenständigen Begriff des Signifikats kann Saussure auf der Basis dieses Modells nicht gewinnen. Er setzt ihn aus diesem Grund unerläutert voraus, indem er mentale Vorstellungen als Grundbegriff nimmt. In dem Maße, in dem Saussure nicht über ein Vokabular zur Charakterisierung unterschiedlicher Strukturen verfügt, kann er auch nicht die Kokonstitution von Strukturen verständlich machen. Es gelingt ihm nicht, unterschiedliche Strukturen zu profilieren, die kokonstituiert sind.

Der Defekt der Saussureschen Erläuterungen weist aber einen Weg zu seiner Behebung. Das Konzept der Kokonstitution erhält eine Basis, wenn ungleichartige Strukturen ausgemacht werden können, die als kokonstituiert zu verstehen sind. Ungleichartig sind Strukturen dann, wenn ihre Beziehungen und Elemente als eigenartig verstanden werden. Der theoretische Schachzug, auf die Ungleichartigkeit der Strukturen zu achten, führt zugleich dazu, dass das Konzept der Kokonstitution seine antireduktionistische Dimension zeigt. Die Kokonstitution impliziert demnach notwendigerweise, dass unterschiedliche Strukturen in einem Zusammenhang stehen. Keine der Strukturen kann ohne Rekurs auf die anderen rekonstruiert werden. Zur wechselseitigen Bestimmung eignen sich die Strukturen gerade durch ihre Unterschiedlichkeit. Die konstitutiven Beziehungen und die von ihnen betroffenen Elemente der jeweiligen Struktur haben einen eigenständigen Charakter.

So verstandene Kokonstitution zeigt ein dynamischeres Gesicht als diejenige bei Saussure. Sie besteht nicht darin, dass Strukturen auf enge Tuchfühlung gehen. Die Strukturen bleiben auf Abstand zueinander. Die Korrelationen ihrer Elemente sind nicht als isomorph zu verstehen, sondern fallen heteromorph aus. Es bestimmt sich zum Beispiel nicht die Differenz

innerhalb einer Struktur an einer Differenz innerhalb einer anderen Struktur. Vielmehr bestimmt sich beispielsweise eine Inferenz zwischen sprachlichen Ausdrücken an einer Bewandtnisbeziehung zwischen Gegenständen. Die Rede von einer Kokonstitution von Beziehungen besagt also nicht, dass ein Typ von Beziehungen innerhalb mehrerer Strukturen zugleich auftritt. Sie besagt vielmehr, dass unterschiedliche Typen von Beziehungen im Zusammenhang miteinander konstituiert sind. Genauer kann man von einem irreduziblen Zusammenhang heteromorpher Beziehungsgeflechte sprechen.

Die folgende Arbeit wird ausgehend von diesen methodischen Unterscheidungen das Konzept der Kokonstitution von Strukturen ausbuchstabieren. Sie wird das Zusammenspiel von sprachlichem Gehalt, sprachlicher Praxis, normativen Bindungen und nichtsprachlicher Praxis verfolgen. Sprache, Praxis, Normativität und Objektivität werden so begriffen, dass mit ihnen unterschiedliche Strukturen ins Spiel kommen, die sich in einem wechselseitigen Zusammenhang konstituieren. Das Konzept der Kokonstitution von Strukturen erweist sich damit als die methodische Schnittstelle, die vom Holismus zum Antireduktionismus führt. Der holistische Gedanke besagt, dass sprachliche Ausdrücke nur durch die Beziehungen, die sie mit anderen sprachlichen Ausdrücken verbinden, das sind, was sie sind. Der Gedanke der Kokonstitution von Strukturen besagt darüber hinaus, dass diese Beziehungen nur im Zusammenhang mit den Beziehungen anderer Strukturen beziehungsweise Zusammenhänge begriffen werden können.

Auch wenn es etwas übertrieben scheint, von einem holistischen Holismus zu sprechen, so trifft dieser Begriff in gewisser Weise den antireduktionistischen Nagel der Kokonstitution von Strukturen auf den Kopf. Wer die holistisch konstitutiven Beziehungen im Sprachlichen verstehen will, muss das Ganze der Dimensionen, die mit diesen Beziehungen ins Spiel kommen, berücksichtigen. Wer sprachliche Gehalte explizieren will, muss ein Ganzes von sprachlichen und nichtsprachlichen Zusammenhängen in den Blick nehmen. In diesem Sinn ist im Titel der vorliegenden Arbeit vom Ganzen die Rede. Die Sprache ist mit dem Ganzen des menschlichen Seins in der Welt, mit dem Ganzen der Fremd-, Welt- und Selbstverhältnisse verbunden. Es ist nicht möglich, sprachlichen Gehalt zu explizieren, ohne dieses Ganze in den Blick zu nehmen. Die folgende Arbeit verfolgt das Ziel, es mit der Sprache und dem Ganzen zumindest zu versuchen. Sie entfaltet die Verbindung von Holismus und Antir-

eduktionismus. Die aufeinander verweisenden und aufeinander verwiesenen Strukturen sollen in ihren komplexen Verflechtungen skizziert und nicht an irgendeinem Punkt voneinander abgeschnitten werden.

5 Grundzüge und Vorhaben dieses Entwurfs

Der folgende Entwurf will das soweit umrissene Programm angehen. Das Vorhaben orientiert sich grundlegend an der Frage nach dem Gehalt sprachlicher Ausdrücke. Die Beantwortung dieser Frage bedarf eines Rekurses auf das Ganze des menschlichen Seins in der Welt, der Fremd- und Selbstverhältnisse. Dieses Ganze wird im folgenden Text entlang der Frage erschlossen, wie Strukturen sprachlichen Verstehens als bestimmt begriffen werden können. Es wird argumentiert, dass weder Strukturen sprachlicher Praktiken noch normative Bindungen eine Antwort auf diese Frage bereitstellen. Auch wenn sie irreduzible Bestandteile der Explikation sprachlichen Verstehens darstellen, liefern sie keine Erklärung für die Bestimmtheit der Beziehungen zwischen sprachlichen Ausdrücken. Der Gebrauch sprachlicher Ausdrücke und die Normativität sprachlicher Gehalte werden also in antireduktionistischer Manier in das Bild der Sprache eingezeichnet. Erst mit einem weiteren Typ von Strukturen, der im Folgenden in den Blick kommt, lässt sich eine Explikation der Bestimmtheit der Strukturen zwischen sprachlichen Ausdrücken gewinnen. Es handelt sich um die Strukturen zwischen Gegenständen und Sachverhalten in nichtsprachlichen Praktiken. Die These, die der folgende Text verteidigt, ist somit, dass Strukturen im sprachlichen Verstehen mit Zusammenhängen sprachlicher Praktiken, mit normativen Bindungen unter Verstehenden und mit Strukturen in nichtsprachlichen Praktiken kokonstituiert sind. Diese Kokonstitution wird im Folgenden in fünf Kapiteln rekonstruiert.

Die Aufgabe des ersten Kapitels ist es, die mit Sprache verbundenen philosophischen Fragen in plausibler Weise zu eröffnen. Ausgangspunkt sind Überlegungen zu der Frage, warum wir sprachliche Zeichengegenstände von anderen Gegenständen unterscheiden. Diese Frage führt mich auf den Begriff des Verstehens, den ich als Grundbegriff sprachphilosophischer Rekonstruktionen plausibilisieren will. Der Begriff des Verstehens lässt sich mittels der holistischen These profilieren, die bereits in dieser Einleitung angedeutet worden ist.

Verstehen ist demnach als Strukturierung sprachlicher Ausdrücke zu begreifen. Das erste Kapitel soll in groben Zügen klären, was die Rede von einer solchen Strukturierung besagt. Es macht im Zuge dieser Klärung aber zugleich deutlich, warum diese Strukturierung nicht allein mit Blick auf sprachliche Zeichengegenstände und die Beziehungen unter ihnen begriffen werden kann. Somit exponiert er die Frage, wie sich zwischen Ausdrücken bedeutungskonstitutive Strukturen ausbilden können.

Mit dem zweiten Kapitel beginnt die eigentlich antireduktionistische Arbeit. Es widmet sich dem Zusammenhang von Verstehen und sprachlichen Praktiken. Die These ist, dass Strukturen im Verstehen irreduzibel mit sprachlichen Praktiken zusammenhängen. Für diese These argumentiere ich in zwei Schritten. Einerseits wird beleuchtet, dass Verstehen sich nur im Zusammenhang mit sprachlichen Praktiken rekonstruieren lässt, die bestimmte Bedingungen erfüllen. Die sprachlichen Praktiken müssen eine relative Konstanz aufweisen und müssen einen relativ begrenzten Vorrat von Typen von Zeichengegenständen mit sich bringen. Sie erklären aber nicht die Strukturen, die sprachlichen Ausdrücken Gehalt verleihen. Auf dieser Basis wird andererseits dafür argumentiert, dass ein Kontext nicht den Gehalt der sprachlichen Ausdrücke bestimmt, die innerhalb seiner auftreten. Diese Argumentation wird mit dem Begriff der Augenblicksgebundenheit des Verstehens resümiert, der die Abhängigkeit der Strukturen im Verstehen von sprachlichen Praktiken beschreibt.

Das dritte Kapitel setzt die Arbeit fort, indem es bei einer negativen Diagnose ansetzt, die das zweite Kapitel mit sich bringt. Dort wird die These vertreten, dass sprachliche Strukturen zwar mit sprachlichen Praktiken zusammenhängen, dass sie sich aber nicht aus sprachlichen Praktiken heraus erklären lassen. Es stellt sich die Frage, ob man nicht zu einer Erklärung gelangt, wenn man sprachliche Praktiken als normative Praktiken begreift. Wenn man Verstehen mit normativen Praktiken verbindet, ist zugleich nachvollzogen, inwiefern Strukturen im Verstehen für diejenigen, die verstehen, bindend sind. Die normative Dimension, die mit Strukturen im Verstehen verbunden ist, lässt sich aber, so argumentiere ich, nicht auf Praktiken zurückführen. Sie besteht vielmehr in irreduziblen intersubjektiven Bindungen. Normative Beziehungen können demnach als Ansprüche von anderen betrachtet werden, die sich einer Verstehenden auferlegen. Sie empfängt diese Ansprüche. In jedem

Verstehen gehen Strukturen zwischen sprachlichen Ausdrücken mit Ansprüchen zwischen Verstehenden einher, auch wenn eins nicht aus dem anderen heraus begründet werden kann.

Das vierte Kapitel greift Probleme auf, die das zweite (immer noch) nicht gelöst hat. Nach der Rekonstruktion normativer Strukturen, die mit den Strukturen im Verstehen kokonstituiert sind, ist die Frage nach der Bestimmtheit sprachlicher Ausdrücke weiterhin unbeantwortet. Warum fallen Beziehungen zwischen sprachlichen Ausdrücken so aus, wie sie im Verstehen ausfallen? Die normativen Bindungen des Verstehens helfen hier nicht. Auch wenn alles Verstehen an anderes Verstehen gebunden ist, ist es doch nicht durch anderes Verstehen als solches bestimmt. So steht eine Antwort auf die Frage nach der Bestimmtheit sprachlichen Gehalts noch aus. Die Verknüpfung von Bedeutung und Praxis, der alle Gebrauchstheorien der Bedeutung seit jeher auf der Spur sind, weist den Weg in Richtung einer Antwort genauso wie die bereits ausgeführte Idee Saussures, Signifikanten als konstitutiv verbunden mit Signifikaten zu begreifen. Die Frage, wie sprachliche Gehalte als bestimmte Gehalte zustande kommen, führt zu der direktesten Reformulierung dieser Idee. Sie erhält allerdings im Zuge dieser Reformulierung ein pragmatistisches Gesicht. Die Bestimmtheit sprachlicher Gehalte wird dadurch erklärt, dass die Strukturen von Zeichen (Strukturen im Verstehen) Strukturen von Gegenständen (und Sachverhalten) artikulieren. Strukturen von Gegenständen und Sachverhalten sind aber nicht als solche in der Welt. Von ihnen kann nur in Korrelation zu nichtsprachlichen Praktiken gesprochen werden. Sprachliche Strukturen artikulieren Strukturen in nichtsprachlichen Praktiken. Die Strukturen im Verstehen sind also immer an Strukturen gebunden, in denen sich die Welt in nichtsprachlichen Praktiken zeigt. Die Sprache muss als eine immer schon welthaltige Struktur begriffen werden. Es kommt so zu einer Erläuterung von Objektivität in einem Atemzug mit der Rekonstruktion der sprachlichen Struktur.

Das abschließende fünfte Kapitel widmet sich der für den vorliegenden Entwurf zentralen Frage, warum es überhaupt möglich ist, von Strukturen im Verstehen zu sprechen und sich auf diese Strukturen zu beziehen. Ich werde nachzeichnen, dass sprachliches Verstehen mit besonderen Praktiken verbunden ist, in denen strukturelle Zusammenhänge in der Sprache als solche thematisiert werden. Diese Praktiken hängen mit sprachlichen Ausdrücken zusammen,

die eine solche Thematisierung erlauben. Ich spreche insgesamt von einer explikativen Dimension des Verstehens. Diese explikative Dimension ermöglicht auch ein Verständnis des Zusammenhangs von Verstehen, Geistigkeit und Selbstbewusstsein. Das explizite Beharren auf Formen des Sprachgebrauchs und auf Überzeugungen kann als paradigmatische Praxis begriffen werden, durch die dieser Zusammenhang sich in besonderer Weise formt. Schließlich aber erlaubt die explikative Dimension insbesondere ein Verständnis der Entwicklungsmöglichkeiten des Verstehens. Damit kommt es zu einem Ausblick darauf, dass das Verstehen immer auch im Horizont von Selbstgestaltungen geschieht.

Die Grundlinie der Argumentation des folgenden Entwurfs lässt sich auch noch einmal anders angeben: Zuerst wird ein holistischer Begriff sprachlichen Verstehens exponiert. Dann werden in der Folge unterschiedliche Strukturen betrachtet, auf die die Strukturen im Verstehen reduziert werden könnten: Strukturen des Sprachgebrauchs, normative Strukturen einer sprachlichen Praxis und Strukturen in nichtsprachlichen Praktiken. Jeweils zeigt sich, dass die betrachteten Strukturen ihrerseits nur im Zusammenhang mit Strukturen im Verstehen verständlich sind. So setzt sich Schritt für Schritt ein antireduktionistisches Bild zusammen: Erst das Zusammenspiel aller diskutierten Strukturen erklärt das Verstehen.

6 Ist eine antireduktionistische Sprachphilosophie eine Sprachphilosophie?

Die antireduktionistische Sprachphilosophie, die in den fünf Kapiteln dieser Untersuchung entworfen wird, ist aber nicht das, was ihr Titel suggeriert. Sie ist nicht Sprachphilosophie, wie es auch Erkenntnistheorie oder Ästhetik gibt. Wenn hier noch von Sprachphilosophie die Rede ist, dann impliziert eine solche Redeweise nicht die Trennung philosophischer Gebiete. Mit dem Abschied vom Reduktionismus, von der Orientierung an einer grundbegrifflichen Basis kommt es auch zu einem Abschied von der Aufteilung philosophischer Parzellen. Im Antireduktionismus sind die philosophischen Gebiete nicht mehr voneinander geschieden. So erweist diese Sprachphilosophie sich als ein Philosophieren über Sprache, das Sprache nicht von anderen Fragen der Philosophie isoliert. Sprachphilosophie greift aus in erkenntnistheoretische Fragen, in Fragen von Praxis und Normativität. Sie ist, mit einem Wort, unreine Sprachphilosophie: Sprachphilosophie unter dem Leitstern der Interdependenz. Die Rede von Sprachphilosophie ist also missverständlich. Wer dahinter vermutet, was man als reine Sprachphilosophie bezeichnen könnte, wird sich verlesen. Die folgende

Untersuchung ist von der Auffassung geleitet, dass solche reine Sprachphilosophie keine haltbare Option darstellt. Das philosophische Nachdenken über Sprache ist ein Ausschnitt aus einem umfassenden Bild. An vielen Stellen dieses Ausschnitts finden sich Übergänge zu anderen Teilen des Bildes und Einsprengsel aus diesen Teilen. Das Nachdenken über Sprache muss nach dem antireduktionistischen Credo, an das diese Arbeit sich hält, so angelegt sein, dass die Übergänge zu anderen Gegenständen hin deutlich werden. Es muss die Punkte sichtbar machen, an denen die Rekonstruktion von Sprache die Grenzen der Sprache im engeren Sinne verlässt. Das Nachdenken über Sprache wird zu einem Nachdenken darüber, wo Sprache mit anderen Gegenständen konstitutiv verwoben ist. Es geht ständig den Weg über die Sprache hinaus.

Philosophieren über Sprache ist einer von vielen möglichen Wegen in die Philosophie hinein. Sicherlich handelt es sich nicht um einen unbedeutenden, einen randständigen Weg. Die Sprache steht im Zentrum des menschlichen Seins in der Welt. Die Idee antireduktionistischer Sprachphilosophie kann also nicht sein, diese Stellung zu bestreiten. Sie kann nur darin bestehen, die Sprache in all den Verbindungen zu zeigen mit dem, was zugleich in diesem Zentrum liegt.